

Heute wäre Michels Diagnose ADHS

Der Lausbub aus Lönneberga wird 60. In ihm steckt ein Idealbürger: als Wissenschaftler, Kapitalist, Samariter, Polizist, Tierschützer.

Hansruedi Kugler

Höherer Blödsinn – darauf hatte Astrid Lindgren ihren Michel abonniert. Wie bitte? Den Kopf aus simpler Gier auf die letzten Tropfen Suppe in den Suppentopf stecken? Die Schwester am Fahnenmast hochziehen, damit sie in der Ferne Mariannelund sehen kann – das alles seien mehr als dumme Lausbubenstreiche? Ja-wohl! Denn schon die legendären Anfangsszenen der Bücher aus dem Jahr 1963 führen den kleinen Jungen als gewitzten Forscher ein. Sozusagen als kindlich-frühen Wissenschaftler und Freigeist, der die starren Traditionen und Benimmregeln kreativ sprengt.

Dazu passt als Symbol der Blick von der Fahnenstange über die enge Grenze des ländlichen Hofes hinweg. Dass Michel damit unbewusst für höhere Aufgaben trainiert, ahnt nur eine: seine Mutter, die zwar wegen Michel graue Haare bekommt, aber in ihm den künftigen Gemeindepräsidenten sieht: «Manchmal, wenn ich Michel ansehe, bilde ich mir ein, dass einmal etwas Grosses aus ihm wird.»

Michel vereint Eigensinn mit sozialem Gewissen

Die Jugendbuchforschung sieht in ihm deshalb viel mehr als nur eine hervorragende Identifikationsfigur für Kinder – dank unerschütterlichem Frohmüt, Menschenliebe und Neugier. Die Selbstbehauptung gerade gegen den Vater ist ja im Buch auch zentral. Darüber hinaus aber illustrieren die Michel-Streiche lustig und präzise den Übergang vom traditionellen Bauerntum zu kapitalistischer, liberaler Mentalität – mit bürgerlichen Tugenden und grundiert von einem dem Pietismus entlehnten Abstinenzertum.

Das alles mag ein wenig widersinnig tönen. Denn der eigenwillige Michel führt seine Versuche, die Dinge in Ordnung zu bringen, immer in Eigenregie durch: Wenn er der Magd Lina mit



Egal, ob er im Suppentopf stecken bleibt oder seine Schwester am Fahnenmast hochzieht: Michel ist der charmanteste Lausbub der Kinderliteratur.

Bilder: Imago

allerlei Tricks einen faulen Zahn ziehen will oder mit seinem Holzgewehr einen Dieb stellt, ist er der hilfsbereite Freund mit Gemeinsinn. Wenn er den Kirschwein für Frau Petrell auskippt, biegt er damit die Unterwürfigkeit und die Doppelmoral der Eltern zurecht. Wenn er als Zauntor-Öffner Taschengeld für den Jahrmarkt verdient und auf dem Markt geschäftstüchtig die Dummheit eines rabiaten Viehhändlers ausnutzend seine Tierherde vergrössert, erweist er sich als Geschäftsmann. Wenn er die Armen beschenkt und den Knecht Alfred in nächtlicher Fahrt durch den Schneesturm zum Arzt fährt und ihm das Leben rettet, ist er der selbstlose Retter in der Not. Eigeninitiative vereint Michel mit sozialem Gewissen.

Und so wird der schlaue Junge zum Musterknaben eines selbstverantwortlichen Bürgertums. Aber man mag trotzdem an seinem Talent als künftiger Politiker zweifeln: Schliesslich fragt

er nie nach, versucht nie, zu koordinieren oder den Vater, die Mutter oder wenigstens den Knecht Alfred um Rat zu bitten. Heute würde ihm wohl die Diagnose ADHS mit Autismus verpasst.

Am Krankenbett ihres Enkels erfindet Lindgren einen Emil

Aber der von Astrid Lindgren illustrierte sozialgeschichtliche Traditionsbruch ist faszinierend – und traf gerade im Umbruchjahrzehnt der 1960er-Jahre den Nerv der Zeit. Eigensinn und Erprobung von Selbstständigkeit kamen allmählich als Erziehungsgrundsätze in Mode und lösten Folgsamkeit ab. Das war natürlich ganz in Lindgrens Sinn.

Sie erzählte einmal, viele der Dinge, die Michel anstellt, habe ihr eigener Vater selbst erlebt, allerdings weniger dramatisch. Und als sie 1962 ihrem dreijährigen Enkel Karl-Johan an dessen Krankenbett Geschichten erzählte, entstand der Lausbub Michel. 21 Jahre zu-

vor hatte sie für ihre Tochter bereits Pippi Langstrumpf erfunden.

Michel ist jedoch eigentlich gar kein Michel, sondern ein Emil. So heisst der Junge nämlich im schwedischen Original. Weil Emil aber für den deutschen Sprachraum als Romanfigur schon von Kästners «Emil und die Detektive» besetzt war, taufte ihn der Verlag kurzerhand in Michel um. Ein Name, der seit der frühen Neuzeit die Personifikation des Deutschen ist, mal als Spott-, mal als Idealfigur. In den meisten der 54 Länder, in denen Lindgrens Lausbub-Klassiker übersetzt worden ist, blieb Emil ein Emil, in Frankreich jedoch wurde er «Zozo la tornade» und in Spanien «Miguel el travieso».

Wenn man Michels Lausbuben-Streiche als sozialgeschichtliche Umbruchgeschichte wahrnimmt, sieht man dann auch über die arg klischierten Nebenfiguren hinweg: Denn der jähzornige Vater, die warmherzige Mut-

ter, die brave Schwester Ida, die begriffsstutzig-naive Magd Lina, der fleissige, heiratsmüde Knecht Alfred, die hochnäsige-geizige Stadtverwandte Frau Petrell, die abergläubische Krösa-Maia oder die böse Armenhaus-Verwalterin sind eindimensionale Genrefiguren.

Dass Lindgrens «Emil i Lönneberga» zum Klassiker geworden ist, hat mit der mehrschichtigen Geschichte zu tun und mit Astrid Lindgrens phänomenalem Gespür sowie ihrer Einfühlung und Erinnerung an eine glückliche Kindheit. Diese Lausbuben-Geschichten waren gerade wieder am Fernsehen zu sehen. Das belegt zudem, dass sie über Generationen und Kultur- und Landesgrenzen hinweg geliebt und verstanden werden – sicher auch über ihren 60. Geburtstag hinaus.

Astrid Lindgren: Immer dieser Michel. Oetinger-Verlag, 360 Seiten.

Lyrik unter der Lupe: Jachen Andry

Chalandamarz mit kleiner Schelle

Florian Bissig

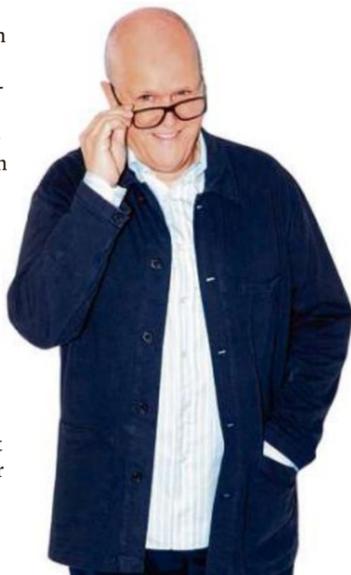
«Gut, dass ich's gewohnt bin, in der Minderheit zu sein», erklärte Jachen Andry, als er für das Jahr 2023 einen Schweizer Literaturpreis zugesprochen bekam. Dabei meint er, vielleicht nebst anderem, seine rätoromanische Muttersprache. «Anders als andere, fremd ein wenig, selbst daheim, immer und überall ein wenig am Rand, ein wenig versteckt: Daraus erwächst mir Poesie.» Der Romanischbündner ist also fremd in der eigenen Heimat und muss bittere Tränen hinunterschlucken, um sie als Poesie wieder ausgeben zu können?

Nun ist es nicht so, dass die grossen Schweizer Landessprachen wie Cäsaren auf den kleinen helvetischen Sprachgruppen herumtrampeln

würden. Insbesondere die Kultur- und Kulturförderung versteht sich nicht bloss als bilingue, sondern als quadrilingue. An viersprachigen und daher naturgemäss etwas langfädigen Preisverleihungen werden immer schön Kunstschaffende aus allen Sprachregionen berücksichtigt. Der Umgang mit dem rätoromanischen Bevölkerungsgrüppchen ist eine herzerwärmende Geschichte, die von Selina Chönz geschrieben sein könnte und von Alois Carigiet illustriert werden müsste.

«be cun rispli» hiess Jachen Andrys preisgekrönter Band, «nur mit Bleistift». Zart und gleichsam provisorisch spricht er also, «mit leiser Stimme nur / summe ich reime vor mich hin». Andry muss nicht poltern, ihm genügen die feinen hellen Töne. Er ist es zufried-

den, den Chalandamarz mit der kleinen Schelle zu feiern. Aus den Bleistiftlinien wird nun in der prachtvollen quadri-



lingualen Auswahlausgabe ein «Faden», der durch alle vier Landessprachen gewoben wird: «fil / filo / fil / faden». Durch alle vier? Durch alle vier offiziellen. Inoffiziell werden freilich viel mehr Sprachen gesprochen, einige davon, etwa Englisch, Portugiesisch und Albanisch, von weit grösseren Gruppen als das Rätoromanische.

Was vielen Sprechern solcher Minderheitensprachen Pflicht ist, ist dem Engadiner Dichter Kür: Er übersetzt sich selbst in die Sprache der Mehrheit, ins Deutsche. Er tut dies mit Freiheiten, die sich nur ein Selbstübersetzer leisten kann, ein eigentlicher bilingualer Dichter: Dabei legt er den Fokus auf Klang und Rhythmus und erlaubt sich grössere Entfernungen von seinem rätoromanischen Ausgangstext, als es die Über-

setzerinnen ins Französische und Italienische tun.

Die Kindheitserinnerungen, die ihm die frischgebügelt Hemden oder der erste Schneefall auslösen, skizziert Andry mit weichem Stift und sanftem Strich. Was Proust die Madeleines waren, sind ihm allerdings die gedörrten Bananen. Obwohl «hässlich / gestrig», halten sie ihn «eine weile / entrückt / und unerreichbar / in unheilbarer / kindheit».

In der Gegenwart indessen muss sich der Sprecher damit abfinden, dass er auch innerhalb seiner umhagten Minderheit noch in einer Minderheit sein kann: «verzeiht verzeiht / dann sagt doch ihr / wo genau / mein platz / ist / wie viel / von dieser heimat / denn auch meine ist / wie viel platz / übrigbleibt / für einen / der es

nicht schafft / allein / von hier / zu sein». Das möchte gewiss noch mancher gern wissen, dem es nicht vergönnt ist, allein von hier zu sein.

Weggehen also, oder Heimkehren? Auch das ein Dilemma, von dem auch Menschen ein Liedchen singen könnten, die nicht auf dem Vierblatt der nationalen Kohäsion stehen. «heimkehren / und feststellen / dass das bekannte / ganz und gar / fremd ist / und dass so viel behaglichkeit / die kehle zuschnürt / einem die luft nimmt // weggehen / und entdecken / dass die fremde / zum grossen teil / den dortigen / vorbehalten / bleibt / und dass es für behaglichkeit / meist gar nicht reicht»

Jachen Andry: «fil / filo / fil / faden. poesias / poesie / poèmes / gedichte». edition-mevinauport, Turich 2023.